



Sonntagsausgabe der Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen“

Nummer 25/143

Anzeigenpreis: Die einspalt. 1000 Meterzeile 6 J., Reklamezeile 18 J.

Mittwoch, Sonntag, den 24. Juni 1934

Bezugspreis im Monat 50 Pfennig Die Einzelnummer . . . 15 Pfennig

1934

Sonntagsgedanken

„Nimm und lies!“

Vor 400 Jahren hat Luther die Bibelübersetzung vollendet. Wie man zu seiner Zeit schon das fertige Werk beurteilte, geht aus dem Wort des Fürsten Georg von Anhalt hervor: „Luther hat die Bibel nicht anders denn aus sonderlicher Gnade und Gabe des heiligen Geistes so reinlich, klar und verständlich in unsere deutsche Sprache gebracht.“ Seitdem haben Geschlechter um Geschlechter aus der Bibel ihr Bestes geschöpft. Haben auch wir es getan? Könnten wir die Bibel entbehren, ohne etwas Wesentliches aus unserem Leben zu verlieren?

Der Mensch will zu allen Zeiten in dem, was er liest, sich selber finden. Das reißt ihn mit, was er selber erlebt haben könnte. Hier fühlt er sich zu Hause, hier lobt er, hier geht er mit. Mit den Gestalten der Bibel kann er zunächst nicht viel anfangen. Sie leben ja nicht aus Eigenem. Sie stehen nicht von vornherein mit dem Leser auf einer Ebene der Erkenntnis. Das wäre dann der Fall, wenn er sich auf ihre Seite schlägt, wenn ihre Rede auch seine Rede, ihr Bekenntnis das seine und ihre Tat sein Handeln wäre. Aber dieser Sprung fällt ihm schwer. Er mühte dabei zwar nicht seine persönliche Eigenart aufgeben — das kann er gar nicht —, aber das sich in allem selber haben und finden wollen, das mühte er allerdings aufgeben, und das ist bitter.

Es gibt wohl manche Menschen, die nicht merken, daß es mit ihnen beim Lesen der Bibel so weit kommen sollte. Vielleicht gehören wir zu diesen. Dann mühten wir uns jagen lassen, daß man die Bibel nicht wie irgend ein anderes Schriftstück, so wichtig dieses sein mag, lesen darf. Aber vielleicht merken wir das selber, wenn wir recht treu in unserem Bibelstudium sind. Vielleicht merken wir selber — und dies mit brennendem Herzen —, daß aus den Zeiten da vor dem Auge einer uns anspricht, den wir zuvor nicht so vernahmen, daß da das Wort vom Heil über uns aufsteigt; und uns umschließt, wie wir es sonst nirgends, weder in der Natur noch in dem erhabensten Menschenwerk finden. Und wenn wir dessen nicht gewahr werden sollten, wenn wir ärgerlich, vielleicht schon von Jugendtagen her, dem Buch der Bücher Valet sagen sollten: Die Bibel wartet auf uns. Sie wird sich dem auf tun, der in Treue bei ihr anklopft.

Wenn es aber joweit kommt, daß die Bibel sich uns erschließt und uns übermächtig, verlieren wir dann den Kern unserer Persönlichkeit? Vielleicht die Eitelkeit unseres Herzens, wenn wir darin verstrickt sind. Sicher die Sucht in allem sich und sein Lob haben und finden zu wollen. Unsere Persönlichkeit aber verlieren wir nicht, so wenig der von der Schrift überwindene Luther keine mannhafte Art verlor. Im Gegenteil, unsere Persönlichkeit empfängt ihren letzten Adel erst dann, wenn sie vor dem lebendigen Gott steht, mit dem uns die Bibel zusammenführen will. Sollte es sich nicht verlohnen, zu ihr zu greifen, die nur durch die Glaubensstreue der Väter zu uns kam und die wir mit ehrlichem Herzen dereinst in die Hand unserer Kinder legen können? Es könnte sein, daß uns das fürkliche Wort dann ganz ausginge: „Luther hat die Bibel nicht anders denn aus sonderlicher Gnade und Gabe des heiligen Geistes so reinlich, klar und verständlich in unsere deutsche Sprache gebracht.“ Wir mühten dann auch, wem wir dafür zu danken hätten.



27. Fortsetzung

Wochen schon war die Baronin Hammerstein nicht mehr nach Dornach gekommen. Der große Haushalt des Klausenhofes wollte in Gang gehalten sein. Der Sommer war trotz aller Hilfe von Köchin, Stuben- und Hausmädchen eine große Bürde von Arbeit und Ueberlastung.

Run schritt sie mit ihrem immer noch stolzen, jedernden Gang den Wiesenpfad nach Dornach hinüber. An ihrer Seite das Kösl. Aber das wollte heute gar nicht plaudern. Immer guckte es geradeaus, jagte kaum „ja“ und „nein“ und hatte ein stummes Sehen in den Augen.

Run machte der Fluß eine Biegung, und als sie diese umgangen hatten, leuchtete zwischen Weiden und Erlengebüsch der blaue Kirchturm von Dornach herüber. Er tauchte in die helle Glut des Sommerhimmels, und das Kreuz darauf glimmerte im Glanz der Sonne wie eitel Gold.

Ihnen entgegen — vielleicht noch fünfzig Meter entfernt — kam ein Herr, bei dessen Anblick das Kösl einige Schritte hinter die Tante zurücktrat. Sie bückte sich und begann, größtenteils Margueriten zu pflücken, während die Majorin ahnungslos weiterging.

Nur einmal wandte sie sich um und mahnte gütig: „Bleib nicht so lange, Kind, wir müssen um sieben Uhr wieder zu Hause sein.“

Der Herr kam immer näher, er trug den Mantel über dem Arm und schlenkerte einen schmalen Stof, dessen Silbergriff blühend aufspiegelte. Die Baronin blieb unvermittelt stehen, nahm den Fremden fest ins Auge — suchte in ihrem Gedächtnis, wer noch diesen raschen, stolzen Gang und genau dieselbe Handbewegung wie er gemacht hatte — zuckte zusammen und deckte die Hand über die Augen.

John Meier war man noch noneinander entfernt, da klang ein helles „Mutter!“ zu ihr.

Die Hände an das Kleid gedrückt, reglos, wie die Blumen, in die ihre Knie iraten, stand sie, fühlte sich von zwei Armen umfaßt und ihren Mund, der kein Wort zu sprechen vermochte, immer wieder von einem anderen Mund geküßt. „Mutter!“ jagte die dunkle Stimme noch einmal. „Mutter!“

Tränen liefen über die Wangen, die Lippen zuckten, die Augen suchten nach dem schmalen, blassen Gesicht des Sohnes, sie konnte nicht sprechen, die Kehle gab keinen Laut, und die Zunge gehorchte nicht. Ihre Hände mit den feinen umschlossenen haltend, sah Leo Hammerstein auf sie herab. „Verzeih mir, Mutter!“

Da löste sich die Erstarrung in ihr. Sie lächelte, zog die Finger aus den feinen und hob sie tastend nach seinem Gesicht. „Du hast dich kaum verändert, Leo.“

„Nicht, Mutter?“

„Nein! — Bist du krank gewesen?“ Jetzt sprach die Angst aus ihr. Sie sah die blassen Wangen, die dunklen Ringe um die Augen und wurde ganz von Sorge erfüllt. „Nun müßt du bei mir bleiben und dich erholen. Ich habe ein Haus drüben in Dornach.“

Er zeigte große Verwunderung.

„Wirklich, Mutter?“

„Ja.“
Ihr Blick glitt zu seinen Händen herab und blieb darauf haften. Er war nicht verheiratet. — Lieblosend strich sie über den Karmel seines hellen Anzuges und forschte in seinen Augen — erinnerte sich plötzlich und wandte den Kopf zurück.

Vom Kösl war nichts mehr zu sehen. Der Wiesenpfad stand leer. Grau und lächelnd hingen die Weiden über das Wasser und die Stämme der Erlen gleiteten silbern.

„Nach wem hältst du Ausschau, Mutter?“

„Das Kösl!“, jagte sie nur und schüttelte den Kopf.

„Eben war es noch bei mir.“

Und während ihre Augen noch immer suchten, lachten die feinen freudetrunknen über sie hinweg. „Das Kösl, ja“, er wußte genau, warum es verschwunden war. Es wollte die Wiedersehensfreude zwischen Mutter und Sohn nicht stören. „Sie sind wohl sehr groß geworden, die Klausenhofstöchter, ja, Mutter?“ fragte er.

„Ja, Leo, groß und schön und gut.“

„Soll ich „Grüß Gott“ sagen drüben, oder wollen wir erst nach Dornach?“

„Erst zum Klausenhof“, bat sie. „Alles wartet auf dich. Die Annemarie will es ohnedies nicht leiden, daß du in Dornach wohnst. Sie findet es zu einsam dort für dich. Und das Kösl ist so fürchtbar neugierig.“

„Ah!“ lachte er, und der Baronin war, als höre sie das frohe, helle Lachen ihres Mannes, dem der Sohn in so vielem ähnlich war.

Leo Hammerstein neigte sich herab und schob den Arm unter den ihren.

„Soll ich dir erzählen, Mutter?“

„Jetzt nicht“, wehrte sie. „Später, mein Bub. Jetzt will ich nur deine Nähe fühlen und mich in den Gedanken hineinleben, daß ich dich wirklich wieder habe. Nur das eine müßt du mir sagen: War deine Krankheit schwer?“

„Tropenfieber, Mutter.“

„Ich werde sofort nach einem Arzt schicken.“

„Ja war schon dort, Mama. Es geht aufwärts. Es tut mir nur leid, daß du dich schon wieder in Sorge stürzt.“

Fünfzehn lange Jahre hat sich niemand um mich gekümmert.“

„Leo“, jahre sie auf und ritz den Arm aus dem feinen. „Du hast mich falsch verstanden“, beruhigte er sie und legte den Arm um sie. „Du trägst ja keine Schuld daran. Ich meinte die anderen, die um mich waren. Niemandem kümmerte es, ob es mir gut oder schlecht ging. Man kann draußen im Straßengraben verkommen, was liegt daran! Einer weniger an der Futterkrippe, das ist nur ein Vorteil.“

Ihr Gesicht zeigte fassungslosen Schrecken. „Warum kamst du nicht früher?“

„Früher? — Ich wäre vielleicht auch jetzt nicht gekommen. Aber der Tod sah mir in den Knochen, und ich wollte dich noch einmal sehen, Mutter, und nicht in fremder Erde liegen wenn es wirklich mit mir zu Ende ging.“

Er hörte ihr stummes Schluchzen zu sich heraus und preßte die Lippen aufeinander. Sein Arm legte sich fest um ihren Rücken. So führte er sie behutend den schmalen Pfad am Fluß entlang. Denn ihre Augen sahen den Weg nicht mehr. Immer enger, immer hilfloser werdend, drückte sie sich an ihn.

Er ging, den Kopf zu ihr hinabgeneigt und sprach leise, daß selbst das Summen der Bienen, die über den Gräsern schwirrten, noch hörbar war, von den fünfzehn Jahren, die er fern gewesen, seinem Hoffen, seinen Enttäuschungen! Von dem Rennen nach Brot, den Spelunken, in denen er gefesselt, der Hefe von Menschheit, den er in Kneipen und Schänken begegnet war.

„Und du hast ihnen zum Tanze aufgespielt?“ stammelte sie in seine Worte.

„Ja, Mutter — zum Tanz und trug den Tod im Rachen.“

Er fühlte, wie sie zusammenschauerte und sich noch enger in seinen Arm drückte. „Das war meine Strafe, Mutter, daß ich von dir gegangen bin. Ich habe sie auf mich genommen als eine gerechte Sühne. — Es gab Tage, wo ich keinen Kreuzer Geld in der Tasche hatte, kein Stück Brot zum Mittag und kein Bett zur Nacht. Ich sah mit dem Hut vor mir am Eingang der Jahrmärkte und habe —“

„Nicht mehr!“ wimmerte sie. „Nicht mehr!“ Sie strauchelte, fühlte sich von seinem Arm gehalten und preßte die Hände gegen das Gesicht.

„Läß mich sprechen“, fuhr Leo fort. „Ich bin erst ruhig, wenn ich dir alles gelagt habe. Mein erstes festes Engagement bekam ich auf einem Schiff. Der Kapellmeister erkrankte schwer, starb, und ich rückte an seine Stelle. Es war ein großer Dampfer der Amerika-Linie. So sah ich die ganze Welt. Und bin beinahe in jedem Erdteil gewesen.“

„Und jetzt?“ fragte die Baronin und wagte kaum zu atmen.

„Jetzt — —“ Leo Hammerstein reckte sich hoch und schloß die Arme fester um die verängstigte Frau. „Jetzt will ich vorläufig nichts, als bei dir gesund werden, Mutter!“

„Ja“, lächelte sie felig. „Ja, mein Bub!“

„Und wenn ich gesund bin, kommst du mit mir“, schmeichelte er und hielt im Schreiten inne.

„Wohin?“

„Nach Budapest.“

Sie sah auf und hatte schon wieder eine stumme Sorge in den Augen.

„Hast du dort ein Engagement?“

Er nickte. „Ich bin Generalmusikdirektor an der dortigen Oper geworden! Genügt dir das?“

„Du wirst nicht mehr hungern müssen, Leo?“

„Nein, Mutter!“

„Und nie mehr in Spelunken und auf Jahrmärkten spielen?“

„Das ist gewesen und kommt nie wieder!“ Er ließ plötzlich den Arm von ihren Hüften fallen und begann zu laufen. Denn über die Wiese kam eine helle Gestalt, verhielt einen Augenblick und rannte ihm dann entgegen.

„Stop, Rädel, stop“, rief er und sperrte mit ausgebreiteten Armen den Weg. Das Kösl mußte wohl oder übel in diesen Armen landen, tat es ohne jedes Zögern und lachte und weinte zugleich zu dem Manne auf, der es um Haupteslänge überragte.

„Komm ich zu früh, Leo?“

„Gerade recht, mein Kleines! Mutter, ich danke dir, daß du mir das da behütet hast.“ Und ehe die Baronin zu begreifen vermochte, wie das möglich wäre, lag das Kösl schon an ihrem Hals und berührte atemlos: „Er ist ja schon zwei Wochen hier, Tante. Drüben in Dornach. Aber er war so krank! Da wollten wir dich nicht erschrecken. Darum hatte ich auch so oft drüben zu tun, weißt du. Er



mußte doch jemand haben, der ihn pflegte. Hab ich's nicht gut gemacht, Leo?"

"Gottreulich, mein Kleines!" Hammerstein zog sie in die Arme und küßte sie mitten auf den lieben, lachenden Mund. "Bist du zufrieden mit der Schwiegertochter, die ich dir ausgesucht habe, Mutter? Und wirst du für mich bei Klaus und Annemarie bitten, daß sie mir ihr Kind zur Frau geben?"

"Mit sechzehn Jahren!" entsetzte sich die Baronin. "Du mußt warten, Leo!"

"Warten? Nein! Ich brauche eine Frau, damit ich drunten in Budapest nicht verlumpe. Das willst du doch aber nicht auf dein Gewissen laden, Mutter."

"Kösi!", bat die Baronin, "du hast ihm doch nicht schon für bestimmt zugesagt, daß du —"

"Daß ich mit ihm gehe! Natürlich, Tante! Was denn sonst? — Weißt du, so ein Malariafieber, das kommt immer wieder, sagt Doktor Kolbe. Leo braucht also unbedingt jemand, der ihn pflegt. Und du hättest ja doch keine Ruhe, wenn er wieder allein fortgeht! Und ich auch nicht. Da gehe ich also besser mit. Dann kann ich dir auch immer schreiben, wie es ihm geht, nicht wahr? Sonst bekommst du vielleicht wieder fünfzehn Jahre lang keine Nachricht."

Hammerstein lachte und küßte die Wangen der Mutter, "Frau Generalmusikdirektor, Baronin Hammerstein", klang das nicht hübsch?"

"Nein", bejahte das Kösi an Stelle der Tante.

Die Majorin aber machte Einwände. "Du bist ja noch gar nicht fertig mit der Erziehung!"

"Oh!" kam es sorglos. "Leo erzieht mich schon noch ganz, nicht wahr?"

"Sicher!" stimmte er zu, und sein Lachen klang wie eine helle Glocke über die Blumen hin. "Darüber mach dir keine Sorgen, Mutter. Die Hauptsache ist, daß Klaus und Annemarie „Ja“ sagen. Dann packt das Kösi seine Koffer. Die meinen stehen schon in Budapest. Eine Wohnung habe ich bereits zur Verfügung gestellt bekommen. Eine sehr hübsche Villa an der Peripherie der Stadt. Und für das tägliche Brot reicht es auch."

"Mit sechzehn Jahren!" Die Baronin kam einfach über diesen Punkt nicht hinweg.

"Morgen bin ich schon wieder einen Tag älter", warf das Kösi ein. "Und übermorgen zwei. Und nächsten Samstag schon eine ganze Woche. Stehst du, wie schnell das geht. Und wenn der Papa mich nicht läßt, brenne ich einfach durch und fahre hinter Leo drein."

Die Majorin erstarrte förmlich. "Kösi!", jagte sie nun, "das könntest du tun?"

"Ja, Tante, todsicher! — Ich kann mir auch nicht die Augen herausweinen, bloß deswegen, weil ich erst sechzehn Jahre bin."

Das klang so urkomisch, daß selbst der Majorin ein Lachen entschlüpfte. "Run gut, ich will tun, was sich für euch tun läßt, Kinder."

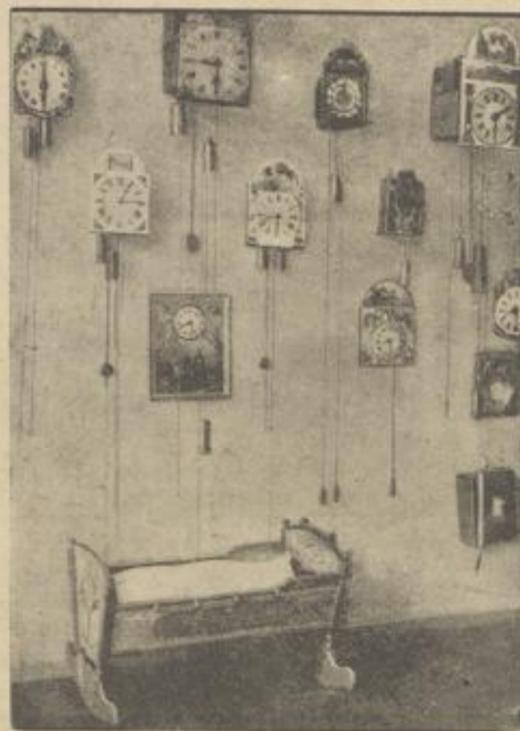
"Nein", jubilierte das Mädchen. "Und weißt du, Tante", dabei hing sie sich fest in Leo Hammersteins Arm, "wenn ich fort bin, hast du auch so viel Arbeit weniger. Keine zerrissenen Strümpfe mehr zu stopfen, keine Wäcker mehr an den Ellbogen."

"Wer stopft die dann?" fragte die Baronin lächelnd.

"Oh, ich selber! Wenn's auch nicht so schön wird. Mit der Zeit kern ich's schon. Leo braucht doch auch jemand, der ihm seine Sachen ausbessert."

Die Majorin nickte schweigend und ging, von den jungen Menschen geführt, den Pfad entlang, der gleich darauf in den großen Obstgarten des Klauenhofes mündete.

(Fortsetzung folgt.)



„Baden-Ausstellung“ in Berlin

Im Columbushaus in Berlin wurde die Ausstellung des Landesverbandes Baden eröffnet, die einen Überblick über die landwirtschaftlichen Schönheiten der südwestdeutschen Grenzmark und über Geschichte und Kulturmuseum des Landes gibt. Schwarzwälder Uhren und eine Wiege, Erzeugnisse des badischen Handwerks.

auszumachenden Kalkarienberg die Stelle bezeichnet habe, an der die Kinder im Berg verschwanden.

Dieses durch alte Urkunden glaubhaft gemachte Gedekntreuz ist übrigens nicht der einzige lokale Hinweis auf das Geschehen der Rattenfängersage. Noch im siebzehnten Jahrhundert war das Aufsitzen und Singen in der Straße verboten, auf der die Kinder damals zum Ofitor hinausgezogen sind, und sowohl in Glasmalereien als auch in Holzschnittwerken, die einwandfrei aus jener Zeit stammen, in der das Unglück geschah, finden sich vollkommen glaubwürdige, stoffliche Dokumente für den Auszug der 130 Kinder.

Aber es ist natürlich klar, daß nie und nimmer ein pfeifender Rattenfänger die Blüte der Weiserstadt in den Tod gelockt haben kann, und tatsächlich taucht die heute bekannte Lesart der Sage auch erst im sechzehnten Jahrhundert auf!

Sie wurde damals nicht als Sage empfunden, immerhin aber mögen nur wenige sie so ausgewertet haben wie ein hannoverscher Autor, der 1584 allen Ernstes ein Buch mit den Vorwürfen füllte, die man den Hamelner Eltern ihrer Unachtsamkeit wegen machen müsse. Er fand damals gläubige Herzen, die die Stadt Hameln litt unter dem Berruf, in den sie ihrer Heimatsage wegen geriet, und ein hoher Magistratsbeamter legte sich hin und verfaßte eine Gegenchrift, in der er die Argumente des Hannoveraners zu entkräften suchte. Er schrieb, die Hamelner seien eben in der Kirche gewesen, als das Unglück geschah.

Schon damals also muß der Schutt oder der Schmutz der Ueberlieferung sich recht läppig um die nackte Wahrheit des Jahres 1284 gerantelt haben. Die Sage als solche hatte über den wahren Sachverhalt gesetzt, und als pure Sage wäre der Rattenfänger von Hameln sicherlich in die Geschichte eingegangen, befänden sich eben nicht so nüchterne Zeugnisse, wie jene Dokumente, die man nach dem Unglückstage datierte, wie jener Stein auf dem Kalkarienberg und jene Darstellungen in der Hand des Forschers, und zwängen sie ihn nicht, nach einem Stück Wirklichkeit in der Sage zu suchen.

In Wahrheit ist dieses Stück wirklichen Geschehens nicht allzu schwer zu finden, wenn man die Sage mit einer gewissen schlichten Kritik auf sich wirken läßt. Man wird dann zunächst fragen, warum es gerade 130 Kinder gewesen sein sollen, die man verlor, wer überhaupt in jener unstatistischen Zeit die verlorengegangenen kleinen Hamelner so peinlich gezählt haben soll und wieso nirgendwo davon die Rede ist, daß man in Hameln versucht hat, die Kinder wieder zurückzuholen.

Wenn in seinem einzigen Hause ein Erwachsener als Hüter der Kleinen zurückblieb, als die Bürgerinnen und Bürger zur Kirche gingen, so müßten diese selbst das Fehlen ihrer Sprößlinge doch spätestens am Mittagsstich gemerkt haben, und wenn dann heller Aufruhr und plötzliche Trauer in der Stadt herrschte, wird niemand auf den Gedanken gekommen sein, die Verschwundenen nach den Angaben der Trauernden zu zählen, während jeder den Wunsch gefühlt haben müßte, den Zug des bösen Pfeifers zu verfolgen und ihm die Kinder zu entreißen.

Wenn man nun aber als wahr unterstellt, daß diese Kinder schon tot waren, als sie die Stadt durch das Ofitor verließen, so erklären sich alle Widersprüche von selbst. Hundertdreißig kleine Särge, die einer hinter dem anderen aus der Stadt getragen werden, zählt man unwillkürlich, wenn sie an uns vorüber kommen. Hundertdreißig tote Kindlein verfolgt niemand, um sie zurückzubringen. Hundertdreißig kleine Leichlein bewacht man nicht, denn niemand wird sie stehlen. Und wenn man dann noch erzählt, daß um das Jahr 1284 böse Seuchen gerade das Weiserland heimlich, so begreift man, daß es wirklich hundertdreißig tote Kinder waren, die man da am Johannestage jenes Jahres aus der Stadt ziehen lassen mußte, um sie in einer, der Ansteckungsgefahr wegen etwas entfernten Grube, in einer Bergkluft oder in einer natürlichen Höhle zur letzten Ruhe beizusetzen.

So bezeichnete das Kreuz auf dem Kalkarienberg, dessen

Name ja auf diese Bedeutung hinweist, nicht eine verwunschene Stelle, an der einmal ein Teufelswesen einschritt, sondern ein Sammelgrab, von dem so sehr viel traurige Gedanken nach Hameln hin ausstrahlten, daß man in gemeinsamen Urkunden auf jenen Unglückstage ganz allgemein Bezug zu nehmen sich gewöhnte.

Eine Seuche hat am 26. Juni 1284 in Hameln 130 Kinder zu einem gemeinsamen Leichenzug versammelt. Dieser Trauerzug ging durch das Ofitor, vielleicht hat wirklich nur ein einzelner Musikante den tragenden Trost angeführt, vielleicht aber ist die Figur dieses Querspielers auch auf einem anderen Wege auf die bildlichen Darstellungen des Unglücks gekommen. Nämlich so, daß die Künstler die allegorische Gestalt des Todes, der seinem Opfer zum Friedhofsweg aufspielt, zur Dramatisierung ihrer Werke benutzten, ebenso wie man auf diesen Bildern und Holzschnitten Räufe aufmarschieren ließ, entweder weil man die Seuche, an der die Kleinen starben, nur dadurch in das Bild hineintrompetieren konnte, daß man sie als Räuflerplage aufnahm oder jene Seuche als Begleitererscheinung einer tatsächlichen Räuflerplage kannte.

Erst spätere Ausbeuter haben dann diese Darstellungen, die ganz kurz nach dem eigentlichen Unglück entstanden sein dürften, nur dadurch verständlich machen können, daß sie den Tod als Rattenfänger aufnahmen und damit die Sage begründeten, deren Endform wir heute kennen und die im Grunde doch nichts weiter ist als eine vor lauter Ausschmückung und Dramatisierung fast unkenntlich gewordene Erinnerung an den bösen Tag einer guten und sehr schönen Stadt an Deutschlands heimeligstem Strom.

Der Blutader

Erzählung von Wilhelm Lennemann

Ueber die Aeder brandet die Sommerionne, Gras und Halm schwimmen in Duft und Glanz, die Felder blühen und reifen der Ernte entgegen.

Ein einziger Ader nur liegt brach und tot, kein Pflug geht darüber hin, kein Korn ward dorein geworfen, seit Jahren nicht. Disteln wuchern, und nur die und da magt sich ein armes einjames Halmchen hoch. Die Menschen haben den Ader verlassen.

Blut hat er einst getrunken. Ein Bruder wurde darauf von dem anderen erschlagen, mit der Sense zu Boden geritten, daß er nicht wieder aufstand. Der alte Bauer hatte das Erbe unter seine beiden Söhne verteilt. Unklar war jedoch geblieben, wem dieser eine Ader zufallen sollte.

„Mir!“ schrie ein jeder. Und der eine legte seinen Pflug darauf. Da sprang vom nahen Kleeder der andere hinzu und fiel den Bierden in die Jügel. Flüche und Drohungen wetterten, dann kaulte ein schwerer Feitschenstiel nieder. Ein Schrei, ein Senjenblitz, und der andere lag mit aufgerissener Leibe; sein Blut floß in die Furche, die sein Pflug gezogen.

Seitdem ist kein Essen mehr über den Ader gegangen, kein Korn auf ihn gefallen. Das rote Blut in ihm ist wieder hochgestiegen; denn auf den anderen Aedern alles in gelber wogender Fülle reift, loben auf ihm toulend und aber tauend flammende Mohnbüthen. Flamme sprüht neben Flamme; blutrot leuchtet der Ader. Mitten aus der roten Flut ragt ein Kreuz empor, grob und stark; tief und fest gefügt, als müßte es wider Wetter und Sturm Jahrhunderte überdauern.

Das Kreuz flagt, und das Blut schreit zum Himmel, und keiner erlöst den Ader von Klage und Schrei.

Wieder ist ein Sommer mit Saat und Ernte gekommen. Der Bauer Stephens, der den Totschlag begangen, ist längst gestorben, und sein ältester Sohn sitzt auf dem Hof. Und drüben auf dem anderen der einzige nachgeborene Sohn des Toten. Er ist schon in die Jahre gekommen, aber noch hat er kein Wort mit seinem Vetter gesprochen. Feindschaft und Haß lauern zwischen den Höfen, obwohl die beiden Bauern längst ihre Jugend überschritten haben und Kinder besitzen, die in reifen Jahren stehen und nach eigenem Herbe ausschauen. Und Kinder denken oft anders als die störrischen Väter, und die Herzen geben oft wunderliche Wege.

Sonne fällt vom blanken Himmel auf die Wiesen. Bunte Falter tummeln über Heubäuden. Ein harter, wüßziger Duft weht wie ein Rauch über allem.

Der Sohn des Erschlagenen fährt Heu heim. Der Wagen ist hoch geladnet. Der Heubau liegt darüber. Die Tochter, die ihrem Vater geholfen, sitzt hoch und stolz oben auf dem Wagen.

Nicht weit davon arbeitet der Vetter auf dem Felde, und seitwärts von beiden blüht der rote Mohh.

Der Bauer jagt das Pferd am Jügel. „Hü!“ Das Pferd zieht an, dann stoßt und steht es. Blat liegen die Ohren. In den Augen brennt dumpfe Angst, die Küstern bebent. Vergeblich zerrt und zieht der Bauer am Geschirr. Treibt das Tier an und suchst mit der Peitsche. Er murmelt einen Fluch zwischen den Zähnen. Das Pferd dockt und schlägt aus. — Der Bauer steht vor dem Pferd. „Biest!“ schreit er, zerrt mit der Linken am Geschirr und reißt mit der Rechten die Peitsche nieder.

„Vater!“ schreit es oben vom Heu.

Doch schon ist es zu spät! Hoch bäumt sich das Pferd, die Eilenhufe knallen nieder und werfen den Bauer hin. Ueber ihn weg legt das Tier. Da springt und jagt einer in klüchtigen Sähen herbei und hängt sich in die Jügel. Das Pferd zittert und schlägt; der Mann stemmt sich mit Riesengewalt dagegen.

Da steht das Tier. Knapp vor den Rädern weg zieht der Mann den Niedergeschlagenen.

Mühselig steht der Getroffene auf; der eine Arm hängt schlaff und schwer. Verwirrt schaut er seinen Vetter an. „Du!“ will er sagen, preßt aber die Lippen aufeinander und schweigt.

Schon will der Vetter wenden, da springt das Mädchen herbei und hält ihn. „Vater!“ ruft es mahnend.

Da steht der Vetter den anderen an.

„Quitt!“ kößt er zwischen den Zähnen hervor. Dann geht er zu seinem Pferd.

650 Jahre Rattenfänger von Hameln

Auf den Spuren einer alten Sage — Ein interessantes Dementi aus dem Jahre 1580 — Die Wahrheit über den Rattenfänger und seine Untat

Von Frau Helmerding

Ebenso wie jedes deutsche Kind die Sage vom Rattenfänger von Hameln kennt, der da einmal die kleine Weiserstadt durch die Gewalt seines Flötenspiels von einer Rattenplage befreite, vom Magistrat um den ausbedungenen Lohn betrogen wurde und aus Rache dafür alle Kinder hinter sich her und in einen Berg lockte, die weil die Eltern gerade in der Kirche waren — ebenso, wie jeder von uns diese Sage kennt, haben die Forscher des deutschen Rathos seit langem an ihr herumgeräthelt.

Bis heute ist übrigens der Streit unjeter Wissenschaft über diesen Stoff noch nicht beendet worden, und vollends die außerordentlich zahlreichen, rein künstlerischen, musikalischen, dramatischen und novellistischen Darstellungen der Sage haben keinerlei Licht in die wirklichen Zusammenhänge jenes Geschehens zu tragen vermocht, das der alten Mär zugrunde liegt.

Wenn sich nun am 26. Juni dieses Jahres der Johannestag des Sommers 1284 zum sechshundertfünzigsten Male jährt, der Tag eben, auf den die Sage zurückgeht, so mag man zunächst fragen, inwieweit überhaupt ein tatsächliches und geschichtlich zu notierendes Ereignis als Ausgangspunkt der Sage vom Hamelner Rattenfänger vorliegt. Das ist deshalb der Fall, weil die ältesten Urkunden der Stadt Hameln mit einer sozusagen urhameinischen Zeitrechnung bezugnehmend auf diesen Tag datiert worden sind. Man weiß, mit welcher löblicher Bedanterie zwischen Dreizehn- und Vierzehnhundert Urkunden ausgestellt und datiert wurden, und wird nicht annehmen wollen, jene Sage sei lediglich die Frucht einer Dichterphantasie, wenn es in den alten Schriften der Weiserstadt an vielen, vielen Stellen heißt: „Dreißig Jahre nach dem Auszug unjeter Kinder — hundert Jahre nach dem Auszug unjeter Kinder.“

Und ebenjowenig hat man sicherlich Ursache, den bildlich und textlich ebenso zuverlässig vorliegenden Angaben zu mißtrauen, nach denen damals, also am 26. Juni 1284, genau 130 Hamelner Kinder von ihren Eltern fortgezogen und auf Nimmerwiederssehen im Kalkarienberg verschwunden sind. Uebrigens bezeugen alte Autoren auch, daß ein großes Sandsteinkreuz auf jenem, heute nicht mehr sicher



Der andere sagt in der Frühe über der Gerettete aber doch den Weg zu dem Better. Sein Tag ist gewichen, die Tochter hat ihn von ihm genommen.

„Ihr sollt nicht meinen, Better, daß ich nicht wüßte, was sich gehört; Dank will ich Euch sagen.“

„Hab' mir gedacht, daß Ihr doch noch ein Wörtchen sagen würdet; da aber nun alles ausgeglichen ist — meint Ihr nicht, daß der Blutader wieder bebaut werden könnte? — Nicht für mich!“ sagt er rasch.

„Ich kann ihn auch entbehren“, meint der Better, „da müßte man schon einen finden, der ihn nähme.“

„Wird sich finden!“ spricht der andere gelassen, „erst müßte das Kreuz herunter!“

Also gingen die beiden auf den Ader, mitten durch den roten Mohr, und traten vor das Kreuz. Aber der eine hatte nur einen gelunden Arm und konnte nicht, und der andere hatte wohl zwei, aber der mochte wohl nicht; das Kreuz stand und rühte nicht.

„Da müssen jüngere Hände dran“, meint der Geschlagene matt. „Ja, und eine Liebe müßt' helfen; uns sßt noch der Gram in den Knochen!“

Der Bauer sieht den Better an.

„Ich habe einen zweiten Jungen“, sagt der, „er ist jetzt ausgewachsen.“

„Was soll der mit dem einen Ader?“

„Ich lege noch ein paar dazu. Eine Wiele oder zwei werden Dir auch feil sein!“

„Keine Wieien? Wo zu?“ fragt der Better, der noch nicht versteht.

„Ist Euer Mäd'el dazu, Better, da werden dann eine Hochzeit und ein Hof daraus.“

Da verstand der Better.

„Da geht's hinaus!“ Er pfliff durch die Zähne. „Da seid Ihr Euch wohl schon hinter meinem Rücken mit meinem Mäd'el einig geworden?“

„Ich mag, aber mein Junge! Gestern, als er die Weichte hörte, hat er Mut bekommen und es mir gestanden. Better, wir Alten wollen nicht widerhaarig sein, die Jungen sind stärker als wir.“

„Ich will es mir überlegen.“

Die Ueberlegung dauerte nicht lange; das Mäd'el hat wohl nachgeholt.

An einem Tage ging es dann rundum im Dorf, daß die beiden Stephens sich vertragen wollten und der Rudolf und die Dore sich versprochen hätten. Noch vor dem Winter war der dritte Stephenshof aufgebaut.

Im Frühjahr stand das Gerät im Schuppen und das Vieh im Stall. Viel war es nicht; aber die Schulden waren auch nicht groß, und den Händen sollte auch noch was zu tun übrig bleiben.

Aber noch immer lag der Ader brach; schon gürte es wieder heimlich in dem lenzwarmen Boden, und das Blut regte sich. Morgen sollte Hochzeit sein.

Da stand in der Frühe des Hochzeitstages der Bauernjohn zeitig auf, spannte die beiden stärksten Pferde vor den Pflug und fuhr auf den Blutader. Und von der anderen Seite kam das Mäd'el.

Tief seht er das Eisen in die Schollen, und das Mäd'el sahte das eine Pferd am Jügel.

Dreimal, fünfmal kreiste der Pflug um das Kreuz und kam ihm näher mit jedem Furchenschnitt. Nun hielt der Burische darauf zu. Hart am Holz vorbei drängte sich das Pferd.

„Hü!“ Die Tiere legten sich in die Ketten; tief in die Erde sanken die Hinterbeine. Das Mäd'el schritt voran, hielt die Jügel. Das Eisen stieß an Holz, es riß und rühte. Endlich ein leises Knarren und Krachen, ein Zerrn und Ziehen. Die Erde hob sich wie in Wehen, das schwere Holz bäumte sich auf und schlug im nächsten Augenblick krachend gegen den Pflug.

„Holla!“ Die Pferde dampften. Der Burische strich liebfolend über ihre Felber...

Dann sind die beiden vor den Altar geschritten. Die Liebe hatte den Haß besiegt.

Und als es wieder Sommer wurde, wellte gelbes Korn auf dem Ader, wo einst Blut und Haß gesammelt hatten.

Der Gipfel

Der alte Grazian kleidet es in ein Symbol: Ein kluger Rennstallbesitzer führt sein Pferd rechtzeitig in den Stall zurück, damit das gealterte Tier nicht mitten auf der Rennbahn zusammenbreche und ihn dem Gelächter der Zuschauer preisgebe. Auch das Leben erfordert es, zur rechten Zeit den Höhepunkt zu erkennen und dementsprechend zu handeln. Der Jüngling, der sich altflug gibt, obwohl er noch unreif ist, macht ebensowenig eine gute Figur wie der Greis, der von der Schaubühne des Lebens nicht zurücktreten will. Ein Sänger, dessen Stimme nicht mehr ausreicht, muß zur rechten Zeit zurücktreten wissen, damit ihm erspart bleibt, daß sich die Verehrer seiner Kunst von ihm abwenden und er sich vor leerem Hause vergeblich um eine ärmliche Huldigung bemüht. Man hört nach alter Regel mit dem Essen auf, wenn es am besten schmeckt, wie der kluge Spieler sein Spiel aufgibt, wenn er der stets neidischen Glücksgöttin Tribut empfangen hat.

Den Gipfelpunkt stets zu erkennen, ist nicht jedem leicht, und nicht selten ist es schon Abstieg, obwohl man meint, daß man sich noch im Aufstieg befinde. So mancher, dem es das Schicksal gut gemeint hat, ist daran gescheitert, daß er unerfährlich nach mehr verlangte, und das Schicksal hat sich für solche Unerfährlichkeit gerächt, indem es ihm wieder entriß, was es ihm vorher zugeworfen hatte.

Es ist auch nicht jedem gegeben, den Montblanc zu erklimmen, sondern er wird sich damit genügen lassen müssen, die kleineren Vorberge bezwungen zu haben. Und es ist gewiß keine Schande, auf den höchsten Gipfel zu verzichten, wenn man fühlt, daß die Kräfte dafür nicht ausreichen.

Entscheidend ist nur, ob man überhaupt nach einem Gipfel gestrebt hat. Und es ist rühmlicher, einen kleinen Gipfel bezwungen zu haben, als beim Mühen um den höchsten Gipfel abzustürzen.

Auflösung des letzten Rätsels
Gottfried (von Bouillon)



Aus deutscher Hand



für deutsches Land

Sie gönnen sich
sicher gern ein-
mal etwas
Gutes. Rauchen
Sie „Salem“-
Zigaretten,
dann wird Ihnen
jeder Tag zum
Feiertag!



Urwissen um den Hollerbusch

Von Hanns Fischer

Um die Zeit der Sommer Sonnenwende, um Johanni, den längsten Tag des Jahres, entfaltet der Holunder seine weißlichen Doldenschirme. Mit ihm blüht ein Strauch, der sich in Niederdeutschland ab und an zum beachtlichen Baume entwickelt und der unter allen Holzgewächsen unserer Heimat im Urwissen und Volksbrauch eine bevorzugte Stellung einnimmt.

Früher war der Holunder eine reine Wildpflanze und kam häufig als Unterholz der Mischwälder auf bestimmten Bodenarten vor. Der Bauer hat ihn immer wachsen lassen, wenn der Strauch in der Nähe der Häuser und Ställe, der Scheunen und Schuppen aufwuchs. Heute aber ist der Holunder zur Gartenpflanze geworden, einmal, weil er sehr schnell wächst, zum anderen, weil ihn seine vielseitige Verwendbarkeit beim Volke sehr beliebt machte.

Die Dorfhuben haben seine Bedeutung nie vergessen und seit jeher die langen, geraden jüngeren Zweige durch Entfernen des weichen, elastischen Markes zu Blasrohren zu verwenden gewußt, die dickeren, älteren Äste aber in Knallbüchsen verwandelt.

Erst sehr viel später hat die Technik begonnen, sich des Holunders zu bedienen, denn sie fand das jetzt schimmernde, feste und dabei doch sehr nachgiebige Holz für elektrische Verjüngungszwecke trefflich brauchbar, wie noch heute die in allen elektrischen Experimentierkästen vorhandenen, buntgefärbten Kugeln beweisen. Ist diese Nutzung noch recht jung, so geht die Wertschätzung des Hollerbushes als Spender heilsamer Mittel bis in älteste Zeiten zurück.

Die Bewohner der Pfahlbauten werden den Wert des Hollers für die Teedbereitung bereits gekannt haben, so daß die merkwürdigen Bräute, die sich an diesen Strauch knüpfen, auf ein Alter von neun bis zehntausend Jahren zurückblicken können. Seitdem haben sich, von Mund zu Mund vererbt, die Bräute erhalten, die sich in überaus reichem Maße an unseren liebvertrauten Holunder knüpfen. Für jedes Landkind hat dieser Busch etwas Heimatliches an sich, und noch heute wird jede noch nicht von der Stadtzivilisation um ihr natürliches Empfinden gedachte Bäuerin, wenn irgend möglich, am Tage der Sommer Sonnenwende, zu Johanni, den „Hliederblütentee“ einsammeln, also die Hollerblüten schneiden und sorgsam an einem schattigen und luftigen Ort trocknen. Am Johannistag mag es zudem „Hollerlächeln“ geben, so sicher wie an Martini die Gans den Tisch ziert. In Süddeutschland meint man, niemand werde im Verlaufe des Jahres krank, der diese Teederei am längsten Tage zu sich nähme.

Lange hat unsere sehr junge wissenschaftliche Naturkenntnis über all das mittelaltig gelächelt. Heute aber wissen wir, daß alle diese zum Urwissen des Volkes gehörenden Anschauungen in ihrem Kern richtig und als Bräute im ganzen genommen nützlich sind.

Genau so, wie jeder sich von der Tatsache überzeugen kann, daß Erdbeeren ihr herrlichstes Aroma und ihren köstlichsten Geschmack haben, wenn sie früh vor sechs Uhr ge-

pflückt wurden, während die am Tage abgenommenen fade schmecken; genau so wie die günstige Pflanzzeit mit einer sonnenbedingten Erhöhung der Luftfeuchtigkeit zusammenfällt, besteht heute kein Zweifel mehr daran, daß die Heilpflanzen, zu denen der Holunder gehört, in der Zeit des höchsten Standes der Sonne innerhalb des Jahres auch die größte Menge wirksamer Stoffe enthalten. Das Volk hat also ganz richtig beobachtet.

Allerdings handelt es sich weder um einen Zauber noch um etwas Geheimnisvolles, das zum Aberglauben zu rechnen wäre. Wir verstehen auch, warum der Hollerbush als des deutschen Bauern Herrgottsapotheke bezeichnet wird, wenn wir an die wunderbar wirkenden, schweißtreibenden Kräfte des Hiedertees denken. Und nichts anderes haben die Ähnen und auch die verklärten Kräuterweiblein behauptet, deren Erfahrungen soweit sie die Sammelzeit der verschiedenen Gewächse anlangen, noch in letzter Stunde festgehalten werden sollten. Erst in unseren Tagen, da man die vom Taggestirn zur Erde gelangenden kosmetisch-elektrischen Strahlen wieder in den Bereich der Betrachtung zieht, da man die unsichtbaren Emanationen des Radiums und seiner Verwandten kennt und auch mit den mitogenetischen Strahlen vertraut ist, die von den verschiedenen Pflanzen und auch vom gesunden Blut ausgehen, erscheinen die alten Vorschriften gar nicht mehr so abwegig.

Nie hat ja das schlichte Volk aufgehört, den Pflanzen merkwürdige Kräfte zuzuschreiben, nie hat es aufgehört, sie zu verwerten. Bismarck, der als Landkind noch enge an den Bräuchen seiner Scholle hing, hat sie sich bis ins höchste Alter zunutze gemacht. War er von übermäßiger Arbeit abgepaßt, so begab er sich zu seinen alten, kräftigen Birken im Park und umarmte sie. Mit Kadbrud und sehr ernst hat er immer behauptet, er lehre von solchem Gange wieder völlig erfrischt zurück. Etwas Rehnliches fordert nun auch der vermeintliche „Pflanzenaberglaube“ von gewissen Kranken, denn er rät dem Siechen, sich mit dem Rücken am Holunderbaum zu wehen. Noch sind die Zusammenhänge nicht vollkommen erforscht. Aber man vermutet, daß dort, wo sehr schwach radioaktive Wasser im Untergrunde fließen, der Holler mit Vorliebe wächst und prächtig gedeiht. Wir verstehen darum auch die Wertschätzung, die das Volk diesem Strauch entgegenbringt, wenn es ihn sogar als den „Geistlichen Herrn“, als die höchste Respektsperson der Gemeinde, bezeichnet.

Doch ist mit alledem der Wert des Holunders nicht erschöpft, besitzt er doch geradezu prophetische Eigenschaften. Einmal kündigt er den Eintritt der Getreideernte an, denn vier Wochen nach Beginn seiner Blüte ist die Halmfrucht reif zur Mahd. Dann aber kann man auch aus dem Verlauf des Wetters während seiner Blütezeit auf das Erntewetter schließen. In der Tat scheint sich die Wetterlage, wie sie während der Blüteperiode herrscht, vier Wochen später, zuweilen sogar mit erstaunlicher Genauigkeit, zu wiederholen, wie das die uralten Bauernregeln behaupten. Wir begreifen darum, daß es auf dem Lande geradezu als Frevel gilt, einen Hollerbush umzubauen. Er ist ja auch ein Fruchtbaum; denn seine Beeren liefern einen köstlichen Fruchtjaft. Recht tut darum der Bauer, wenn er sagt, vor dem Holler müsse man den Hut abnehmen.

Buntes Allerlei

Der Bienenstich in der Statue

Einen recht eigenartigen Unterkunftsort hat sich ein Bienenvolk in der spanischen Stadt Astorga ausgesucht. Aus dem Marktplatz steht ein Bronzestandbild, das den Helden Don Carlos darstellt. Vor kurzem ordnete die Stadtverwaltung an, daß dieses Denkmal einer gründlichen Reinigung und Instandsetzung unterzogen werden sollte. Als sich die Arbeiter ansahen, das Standbild zu untersuchen, wurden sie plötzlich von einem Bienenschwarm wütend angegriffen, sodaß ihnen nichts anderes übrig blieb, als schleunigst die Flucht zu ergreifen. Die Bienen waren anscheinend aus dem Innern des Standbildes hervorgekommen. Zunächst schenkte man den Berichten der Arbeiter keinen Glauben. Schließlich wurde aber doch eine zweite Kommission ausgesandt, die sich das merkwürdige Denkmal ein wenig genauer ansehen sollte. Und es stellte sich zur allgemeinen Überraschung heraus, daß sich im Innern der hohlen Statue ein regelrechter Bienenstich befand. Als Fluglöcher benutzten die respektlosen Insekten Don Carlos' Kaskenhöhle. Man stellte weiter fest, daß das ganze Standbild mit Honig angefüllt ist. Das war schon eine weit unangenehmere Entdeckung. Allerdings bereitet noch das Problem, wie man den Honig aus diesem lächerlichen Denkmal der Welt ohne Beschädigung der Statue herauschaffen soll, einiges Kopfzerbrechen. Bis zur Lösung dieses Problems finden sich täglich zahlreiche Neugierige ein, die sich selbst von dem Bienenstich im Don Carlos überzeugen wollen.

Schon wieder eine Vielgeburt!

Die amerikanischen Frauen scheinen den Ehrgeiz zu haben, Rekord aufzustellen. Noch interessiert sich ganz Amerika und darüber hinaus auch halb Europa für die Züchtlinge der Frau Olivia Djanne aus Ontario, und schon wird wieder eine Vierlinge-Geburt aus dem Staate Iowa gemeldet. Auch diese Kinder, drei Mädchen und ein Junge, sind lebensfähig und werden nach Ansicht der Ärzte sich zu gesunden kräftigen Menschen entwickeln. Diesen vier kleinen Erdenbürgern kommen die Erfahrungen zugute, die man mit der Pflege der Dionne-Züchtlinge gemacht hat. Während von den Züchtlingen zwei immer noch im „Brutofen“ bleiben müssen, sind die Vierlinge aus Iowa so kräftig, daß es keiner großen medizinischen Kunst bedarf, um sie am Leben zu erhalten. Auch die Mutter, Frau R. Wocoff, befindet sich wohl und hat dieser Tage ein Telegramm von Frau Djanne erhalten, in dem die Mutter der Züchtlinge der Mutter der Vierlinge herzliche Glückwünsche ausspricht.

Eine Biene verurteilt einen Autounfall

In der Nähe von Budapest ereignete sich ein schwerer Autounfall, bei dem fünf Personen verletzt wurden. Das Unglück wurde durch eine Biene verursacht, die sich in das Innere des Wagens, der eine Hochleistungskraft nach Hause brachte, verirrt hatte. Die Insassen bemühten sich, die Biene zu verdrängen. Dadurch wurde das Infekt noch aufgeregter und schmirrte unermüdet um den Kopf des Chauffeurs. Dieser machte ein paar hastige Armbewegungen, um die Biene abzuwehren, und verlor die Gewalt über das Steuer. Das Auto raste gegen einen Baum, die Insassen wurden herausgeschleudert und blieben mit schweren Verletzungen liegen, bis ein anderes Auto ihnen endlich die rechte Hilfe brachte.

Hier braucht es nicht der Heinzelmannchen Fleiss, Die „Miele“ wäscht allein schon blütenweiss.



Mielewerke A.G. Gütersloh/Westf. Zu haben in den einschlägigen Geschäften.

Servietten-Taschen und Servietten empfiehlt mit und ohne Aufdruck die W. Rieker'sche Buchdruckerei Altensteig.

Ein starkes Rad ist unser gutes Edelweißrad. Es trägt den schwersten Fahrer mit dem schwersten Gepäck auf den schlechtesten Wegen bei spielend leichtem Lauf und dennoch ist es erstaunlich billig. Katalog auch über Nähmaschinen und allen Fahrradzubehör senden an jeden gratis und franko. Bisher über 1/2 Millionen Edelweißräder schon geliefert. Das konnten wir wohl nimmermehr, wenn unser Edelweißrad nicht gut und billig wäre. In Fahrradhandlungen nicht erhältlich, sondern nur von uns direkt oder von unseren Vertretern. Edelweiß - Decker, Deutsch - Wartenberg 1

Darmträgheit und Verstopfung haben viele Krankheiten zur Folge. Nehmen Sie daher sofort die unschädlichen Sant Drops! Sie fühlen sich freier, leichter und gesünder. Keine umständliche Teedbereitung! Leicht einzunehmen. Keine unangenehme Nachwirkung! Nurpackung RM. 1.50 Kurpackung RM. 2.75. Ausführliche Broschüre erhalten Sie: In den Apotheken zu Altensteig, Gatterbach, Pfalzgrafenweiler.

Wer nicht wirbt, verdirbt!

RADIO BILDFUNK FERNSEHEN FÜR ALLE Die Monatschrift des Radiobastlers und Radiotechnikers, die immer neue, fesselnde Bastelaufgaben bringt, über alles Neue der Technik und des Rundfunkwesens berichtet. Mit dem neuen Beiblatt: DER TONWART Monatsblätter für Schallplatte, Tonfilm, Elektromusik und Funkkritik. MONATLICH 1 HEFT FÜR RM 1.- Zu haben in der Buchhandlung Lauk Altensteig

Advertisement for Henkels (imi) featuring a hand holding a glass and the slogan: Wer einmal Henkels (imi) probt es immer wieder nimmt und lobt! Gergestellt in den Perfsilwerken!

